

Roman als Meisterwerk. Zwar kenne ich die deutsche Übersetzung nur oberflächlich, hinsichtlich des ungarischen Originals muß jedoch erwähnt werden, daß das erste Drittel der *Glut* [A gyertyák csonkig égnek] – hinsichtlich der sprachlichen Verdichtung, der ökonomischen Sprachverwendung und der durch die temporalen Diskontinuitäten geschaffenen Spannungen – zwar das Niveau der *Bekenntnisse eines Bürgers* erreicht, der Rest aber oft maniert, nichtssagend wirkt und der Text auch von der Theatralität bedroht wird, die in den meisten Márai-Romanen zu beobachten ist. Im Ganzen wird auch die Monologizität, die außer Henriks Perspektive keine andere Position zur Geltung kommen läßt, funktionslos (im Gegensatz zu solchen ausgezeichneten Romanen, wie der schon erwähnte *Urteilspruch in Canudos*, oder *San Gennaro's Blut*).

Márai schreibt in seinem Tagebuch: „Was wird aus alledem, was wir schreiben und denken, in den Händen von Übersetzern, in den Köpfen der anderen? Was für ein unheimliches Mißverständnis die Wörter doch sind, mit denen sich der Mensch an den anderen wendet.“ In diesen Sätzen kommt nicht nur der von Kosztolányi ererbte Zweifel an der Übersetzbarkeit in eine Fremdsprache zum Ausdruck. Die Muttersprache wird gleichzeitig als verbindende und trennende Gabe aufgefaßt. Wobei im Bezug auf Márai unbedingt erwähnt werden muß, daß für ihn Heimat und Muttersprache identisch waren. Er suchte das Wesen nationaler Eigenart „in der inneren Struktur der Sprache“<sup>22</sup> und hielt nur den für einen Ungarn, der die ungarische Sprache als seine Muttersprache beherrscht. In seinem Tagebuch beschreibt er, was die Literatur sei: „In der eigenen Sprache für die Menschheit zu schreiben. [...] Das ist die Literatur.“ Nur auf diese Weise werden Márais Sätze über die Heimat wirklich verständlich, denen keinesfalls irgendeine ideologisch-patriotische Intention zugeschrieben werden darf. Der in der Sprache aufgefundene und der Menschheit zu vermittelnde Gedanke der Nation ist viel mehr eine Analogie der aus unterschiedlichen Sprachen, Nationen bestehenden europäischen Kulturgemeinschaft. Dies läßt uns behaupten, daß Márai, der bis zu seinem Lebensabend ungarisch geschrieben hat und der für Jahrzehnte aus der ungarischen Literatur verbannt wurde (und in dessen Fall es wahrscheinlich noch länger dauern wird, bis wir seine Bedeutung wirklich erkennen), zwar einsam und ohne ein Zuhause gestorben ist, aber nicht als heimatlos betrachtet werden kann.

<sup>22</sup> Ebd., S. 33

MIKLÓS GYÖRFFY (BUDAPEST)

## Sándor Márai und die Deutschen

Márait, az európai magyar polgári író, aki egyaránt otthonos volt Franciaországban, Olaszországban és a Közel-Keleten, s mint emigráns, évtizedekig élt az Egyesült Államokban, a legszorosabb szálak mégis talán a németiséghez fűzték, legalábbis fiatalkorában és pályája első szakaszában. Ennek fő oka az volt, hogy Márai felvidéki szász családból származott, apját még Grosschmidnek hívták. A tanulmány röviden rekonstruálja Márai családjának múltját, magyarországi asszimilációjának menetét, illetve Márai emlékezéseinek tükrében felidéri kassai környezetének, neveletésének a német kultúrához fűződő mozzanatait. Ezután nyomon követi a fiatal Márait az 1920-as évek elején Németországban töltött és mintegy a geothéi „vándorévek” mintáját követő éveit, különös tekintettel a tekintélyes liberális lapnál, a „Frankfurter Zeitung”-nál végzett újságírói munkájára, valamint berlini tartózkodására, amelynek az „Egy polgár vallomása”-ban olvasható elbeszélése a németek számára is tartalmaz dokumentumértékű részleteket (pl. a Georg Kaiserrel való találkozása). Vizsgálja továbbá a dolgozat Márait a Thomas Mannhoz fűződő viszonyát, amelyet a magyar szakirodalom hajlamos a polgári családregény-formának mint mintaképnek az átvételére egyszerűsíteni, holott ez a viszony mind poétikai, mind szellemtörténeti szempontból összetettebb. Ebből a perspektívából közelít végül a tanulmány *A sértődöttek. A hang* és a *Jelvény és jelentés* című, II. világháború alatti és utáni, erősen esszéikus Márai-regényekhez, és azt vizsgálja bennük, hogyan dolgozta fel Márai és próbálta a németiség-képére vonatkoztatva értelmezni a Hitler-jelenséget.

Im Mittelpunkt des Romans von Sándor Márai: *Sértődöttek. A hang* [Die Beleidigten. Die Stimme], der 1947 erschien, aber nach den Tagebucheinträgen des Autors schon 1943 fertig war, steht ein „europäischer Schriftsteller“, der um 1930 in Paris lebt. Der offensichtlich autobiographisch inspirierte Protagonist Péter Garren ist in seinem Pariser Hotel gerade dabei, sich zu einer literarischen Soiree zu begeben, als er im Rundfunk zum ersten Mal „die Stimme” vernimmt. Es handelt sich um die Stimme jenes Staatsmannes, der seine Klagen und Schmerzen damals wütend und aufgebracht, in einer Art Trance, immer wieder in die weite Welt hinaus schrie. Obzwar er nicht bei seinem Namen genannt wird, wie überhaupt vieles in diesem Roman in der Schwebe einer eigenartigen Stilisierung gehalten wird, wissen wir genau, wem diese Stimme gehört. Während der gekränkte Mann seinen tobenden Anhängern zubrüllt, schläft das junge Paar mit seinem Kind schon friedlich in der gegenüberliegenden Wohnung, nachdem sie sich, wie fast jeden Abend, vor den Augen der Hotelbewohner geliebt haben. Péter Garren sitzt in der Badewanne, und nachdem die Stimme verstummt ist, denkt er daran, „daß ich heute abend endlich offen mit Roger über Thomas Mann sprechen will. [...] Ich merkte schon seit

längerer Zeit, daß Roger nicht genau versteht, was Mann will, neben allen Zeichen der Anerkennung und der Ehre fühlte ich eine gewisse Zurückhaltung in seiner Stimme, als wir über Mann sprachen. [...] Natürlich erkannte er das Genie und die große Begabung von Mann an, sprach von seiner Schreibkunst mit großer Begeisterung. Aber die Zurückhaltung, mit der er über das Phänomen Mann, über den Deutschen Mann sprach, beunruhigte mich schon seit langem. [...] Der Argwohn, den Roger gegen ihn hegte, galt nicht dem Schriftsteller, sondern dem Deutschen. Und das schmerzte mich genau so, wie wenn in der Familie ein Familienmitglied von einem Neffen glaubte, daß er kein ehrlicher Mann sei. [...] Dieses grobe Mißverständnis, diese böse, ungerechte und unausgesprochene Beschuldigung, dieser Verdacht, unter dem das Deutschtum in Europa stand, das alles regte mich auf. Ich hatte das Gefühl, daß man über die Deutschen nicht die Wahrheit sagte, daß man sie fortwährend beschuldigte, als ob alle Deutschen und das ganze großartige Deutschtum, mit den chemischen Werken und gotischen Domen, mit den Theatern und wunderbaren Fleißsystemen eine riesengroße Falschmünzerei wären; das steckte hinter dem Schweigen, mit dem Roger und viele andere der Antwort auswichen, wenn es um das Deutschtum und die hervorragendsten Schöpfungen der Deutschen ging. Diese Beschuldigung, so dachte ich, sei die Schande der Familie, denn ich hatte das vage Gefühl, daß alle der Familie angehörten, auch die Polen und die Bulgaren, alle, die auf dem europäischen Kontinent geboren sind, haben von Goethe und Pasteur gehört, alle, die das wunderbar einmalige und tausendjährige, sich ewig wiederholende Gefühl erlebt haben, was es in etwa heißt, Europäer zu sein.<sup>1</sup>

Péter Garren, der europäische Schriftsteller und Ich-Erzähler des Romans, begründet in seinem Monolog nicht näher, warum die gerechte Beurteilung der Deutschen ihm so am Herzen liegt. Wir Leser können aber mutmaßen, was Márai darüber hinaus, daß er Zeitgenosse des dritten Reiches und der deutschen Tragödie war, noch persönlich dazu bewogen hatte, sich in diesem und dem darauffolgenden Roman und überhaupt in seinem ganzen Leben und Schaffen mit Fragen des Deutschtums und mit seinem eigenen Verhältnis zu den Deutschen auseinanderzusetzen. Sándor Márai (1900–1989), der im langen italienischen und amerikanischen Exil (1948–1989) seine ungarische Muttersprache als die wahre, unantastbare Heimat erkannte, hätte eigentlich auch deutscher Schriftsteller werden können. Er stammte aus einer Familie von deutschen Siedlern, lebte im entscheidenden Alter lange Jahre in Deutschland und schrieb damals sogar für Zeitungen in

1 MÁRAI Sándor: *Az idegenek – Sértődöttek. A hang.* Budapest, 1996, S. 219–221. (Die deutsche Übersetzung der Zitate ist von mir – M. Gy.)

deutsch. Er hieß ursprünglich Grosschmid, sein Vater starb noch als Géza Grosschmid, als sein Sohn schon unter dem Namen Márai publizierte.

Die Grosschmids waren sächsische Schmiede und Münzpräger, die im Dienste des sächsischen Kurfürsten standen, bevor sie im 17. Jahrhundert nach Ungarn einwanderten – diese Zeitangabe, die in Márais autobiographischen Roman *Die Bekenntnisse eines Bürgers* zu lesen ist,<sup>2</sup> erscheint etwas fragwürdig, da die Verhältnisse in Ungarn im 17. Jahrhundert, auch außerhalb der türkisch besetzten zentralen Gebieten, in Oberungarn und in Siebenbürgen, wo deutsche Siedler schon seit dem 12. Jahrhundert in geschlossenen Gruppen lebten, viel härter und stürmischer waren, als daß Einwanderer davon hätten angezogen werden können. Zu einer neueren großen Welle der deutschen Ansiedlung kam es erst im 18. Jahrhundert, als die Habsburger eben jene Gebiete mit deutschen Einwanderern bevölkerten, die nach der Türkenherrschaft völlig verwüstet und ausgestorben waren. Allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, daß die Grosschmids Sachsen doch schon in den ruhelosen und ungewissen Zeiten des vorigen Jahrhunderts verließen, da es dort zu diesen Zeiten auch nicht viel friedlicher war, als in Ungarn – die bewegte und märchenhaft abenteuerliche Geschichte eines geborenen Schlesiens aus Breslau über sein Herumirren in Ungarn in den Jahren 1648–1660, die im *Ungarischen und Dacianischen Simplicissimus* von Daniel Speer erzählt wird, dokumentiert einen ähnlichen Fall.

Márais Ahnen väterlicherseits waren Habsburg-treue Beamten, und Kaiser Leopold II. (1790–1792) belohnte den „Berggrafen Christoph“ für dessen Dienste mit dem Adelstitel. Diese Titelverleihung fiel mit den Anfängen der ungarischen nationalen Bewegung, vor allem mit der blutigen Vergeltung der Martinovics-Verschwörung, zusammen und läßt die Grosschmids aus ungarisch-nationaler Sicht im ungünstigen Licht erscheinen. Die Familie wurde in Wien bis zur Revolution von 1848 mit Gnade behandelt und galt bei Hof als zuverlässig. Ein Grosschmid wurde sogar vom Kaiser empfangen. Erst zur Zeit des Freiheitskampfes von 1848/49 bekehrte sich die Familie zum ungarischen Glauben, und von da an waren einige ihrer Mitglieder nach der Erzählung des Nachfahren sowohl gefühlsmäßig als auch im äußerlichen Verhalten manische Ungarn. Márai bemerkt in seinen Erinnerungen, daß dieser heftige und aufrichtige Patriotismus der Familien fremder Herkunft ein eigentümliches Phänomen war, das von den alten ungarischen Adelsfamilien mit Wohlwollen aufgenommen wurde. Sie hießen die Assimilierten im Schmelztiegel Groß-Ungarns zumeist will-

2 MÁRAI Sándor: *Egy polgár vallomásai I–II.* Budapest, 1990. Deutsch: *Bekenntnisse eines Bürgers I–II.* Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Berlin: Oberbaumverlag, 1996

kommen und begegneten ihren ererbten, fremden Tugenden mit Anerkennung.

So eine Tugend war die bürgerliche Tradition der „Sachsen“ (szászok), wie die Deutschen in Oberungarn und Siebenbürgen allgemein hießen. Márai spricht von einem geradezu besessenen „Pflichtgefühl“ (auch im Ungarischen deutsch benannt), das zwar seinem Grundcharakter fremd gewesen sei, aber sein Erbgut doch wesentlich geprägt habe. Márai wurde in der oberungarischen Stadt Kaschau (Kassa, heute: Košice) geboren, wo seine Vorfahren schon seit langem lebten und zum städtischen Patriziat gehörten. Der Vater war Rechtsanwalt und wurde später, nachdem Kaschau mit Oberungarn der neu gegründeten Tschechoslowakei angegliedert wurde, Senator im Prager Parlament. Als erfolgreicher Vertreter einer Generation, die einen allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Aufstieg in Ungarn vor dem ersten Weltkrieg vollendete, war er eine Autorität für Familie und Umgebung. Er konnte sich bald ein eigenes bequemes Bürgerhaus im historischen Kern Kaschaus leisten. „In Kaschau und in ganz Oberungarn lebten wir unbewußt – oder vielleicht nicht ganz unbewußt – ein wenig auf deutsche Weise. Deutsch habe ich schon als Kind fließend und, wie ich glaube, einigermaßen richtig gesprochen“, schrieb der Sohn später in seinen Erinnerungen.<sup>3</sup>

Der Aufstieg und die Lebensform der Patrizierfamilie deutscher Prägung bzw. ihr Verfall nach dem Niedergang der Monarchie und der tschechoslowakischen Besetzung der Stadt erinnerten den Literatensohn mit Recht an Thomas Manns Familienroman *Die Buddenbrooks*. Kaschau als eine der ältesten und bedeutendsten deutsch geprägten Bürgerstädte im historischen Ungarn verkörperte für ihn eine geistige Lebensform, wie sie Lübeck für Thomas Mann darstellte. Später verfaßte Márai einen Zyklus von Romanen, der vom Schicksal seiner Familie und der Stadt inspiriert wurde,<sup>4</sup> und obzwar sich diese Romane aus poetisch-narratologischer Sicht grundlegend von Manns Familienroman unterscheiden, werden die Parallelen mit Thomas Mann bei Márai anhand der literarischen Bearbeitung seiner Bürgerlichkeit immer wieder hervorgehoben. Daß Thomas Mann als Deutscher und Europäer für Márai tatsächlich besonders viel bedeutete, geht aus der zitierten Passage aus den *Beleidigten* eindeutig hervor. Auch auf die Parallele, daß die beiden bürgerlichen Schriftsteller gleich ins Exil gehen mußten, obzwar der eine von dem einen, der andere von dem ande-

3 *Bekenntnisse eines Bürgers*, Band II., S. 12

4 MÁRAI Sándor: *A Garrenék műve* [Das Werk der Garren's], Toronto, 1988 (darin vor allem die beiden Bände von *Féltékenyek* [Die Eifersüchtigen], die 1937 zuerst in Budapest erschienen)

rem der beiden totalitären Systeme dazu gezwungen wurde, könnte hier hingewiesen werden.

Nach dem Zusammenbruch der alten Welt, dem der junge, 19 Jahre alte Márai vorerst, noch fern von seinem späteren ausgereiften Denken, mit rebellischen, linksorientierten journalistischen Versuchen begegnete, ging er bald nach Deutschland und blieb etwa vier Jahre da. Er lebte und studierte zuerst in Leipzig, in der sächsischen Großstadt, in dem Land, aus dem seine Ahnen stammten. Deutschland kam ihm bekannt vor. „Von dem Augenblick an, als ich den Fuß auf deutschen Boden setzte, hatte ich das sonderbare Sicherheitsgefühl, viel Schlimmes könne mir hier nicht zustoßen; die Menschen sind die gleichen wie anderswo, hoffnungslos fremd in ihren Leidenschaften und Obsessionen, in ihrem Geschmack und Temperament, doch darüber hinweg besteht irgendeine klimatische Übereinstimmung zwischen der verlassenen Heimstatt und dem großen, geheimnisvollen Deutschtum – oh, gewiß keine Übereinstimmung im »Blut« oder in der »Rasse« oder im modischen Sinn ähnlicher Losungen, sondern eine geheimnisvollere und einfachere Verwandtschaft.“<sup>5</sup>

Der Vater überwies ihm Geld an eine Leipziger Privatbank, wo er auch Kredit bekam. „Sie wußten, so ist es nun mal, ein bürgerlicher junger Mann, der im Ausland die Universität besucht, gibt sein Monatsgeld aus und hat um den Zehnten herum keinen Kupferpfennig mehr. So erhielten die Söhne deutscher Bürgerfamilien im Ausland Kredit, und diese kleinen Gefälligkeiten festigten die Bindungen von Generationen an die Privatbank. [...] Es lag etwas Patriarchalisches und Familiäres in der Art und Weise, wie die Leipziger Privatbank in Sachen »Monatswechsel« der ausländischen Bürgersöhne verfuhr.“<sup>6</sup> Das Vertraute, das ein Ungar, geschweige ein Ungar mit deutschbürgerlichen Wurzeln, im mitteleuropäischen Leipzig damals fühlte, mag auch mit solchen Umständen zusammengehangen haben.

Zum Gefühl der Verwandtschaft trug aber auch die deutsche Sprachkenntnis bei. Zumal er Journalistik im Institut für Zeitungskunde, das unter dem Patronat der philosophischen Fakultät stand, studierte. Er schickte bald deutschsprachige Artikel an das Wochenblatt *Drache*, und der Redakteur Hans Reimann veröffentlichte sie. „Ich glaubte, ich könnte Deutsch. Ich hatte das Gefühl, jetzt könnte ich schwimmen. Ich witterte neue Möglichkeiten für mein Leben, meine Pläne. Wo und wann hatte ich Deutsch gelernt? In der Schule kaum, und das Zipser Deutsch, das ich gelegentlich bei den Großeltern gesprochen hatte, konnte sich nicht so fruchtbar meinem

5 *Bekenntnisse* II. S. 13

6 *Ebenda*, S. 25

Gedächtnis eingeprägt haben. Ich sprach das Deutsche fließend; aber wo habe ich gelernt, es zu schreiben? Vielleicht ist diese Sprachkenntnis eine Erbschaft meiner sächsischen bäuerlichen Vorfahren, ein Andenken, ein dunkler Nachlaß, der mir jetzt unter den Sachsen auf einmal in den Schoß fiel.<sup>7</sup> Márai hatte bald das Gefühl, daß er auch auf Deutsch Journalist und vielleicht sogar Schriftsteller werden könnte.

Der journalistische Studienversuch scheiterte allerdings früh und war überhaupt der einzige Versuch Márais, Hochschulstudien zu absolvieren. Trotzdem wurde er ein hochgebildeter Intellektueller und Literat. Seine wahre Schule in Leipzig und an den weiteren Aufenthaltsorten in Deutschland waren die Cafés, die Buchhandlungen, die Redaktionen und die Begegnungen mit Menschen. Ein Kaschauer Buchhändler, der seit Jahrzehnten mit der Firma Brockhaus in Verbindung stand, schrieb an deren Chef, ein junger Klient von ihm hielte sich in Leipzig auf, und der betagte Brockhaus empfing ihn, lud ihn nach Hause ein, erzählte viel über den einstigen ungarischen Ministerpräsidenten Tisza und schenkte ihm Bücher, die er herausgegeben hatte.

Von den neuen deutschen Autoren, die Márai in Leipzig kennenlernen, beeindruckte ihn Kafka besonders stark. Das geschah 1920, als Franz Kafka noch lebte und schrieb. „Ich fand Kafka für mich wie ein Schlafwandler den geraden Weg. In einer Buchhandlung zog ich unter tausend Büchern einfach die *Verwandlung* heraus, begann das Heftchen lesen und wußte: Das ist es.“<sup>8</sup> Er übersetzte und rezensierte 1922 Erzählungen von Kafka (*Die Verwandlung*, *Das Urteil*, *Ein Brudermord*) für die Zeitschrift seiner Heimatstadt, *Kassai Magyar Napló*. Zwar blieben diese Publikationen so gut wie unbemerkt, dennoch waren sie die ersten und lange die einzigen Spuren vom Schaffen Kafkas in ungarischer Sprache. Neben Kafka entdeckte Márai auch andere zeitgenössische deutsche Autoren, vor allem die Expressionisten: Georg Trakl, Else Lasker-Schüler, Gottfried Benn, Franz Werfel, Theodor Däubler, René Schickele, Alfred Döblin, Albert Ehrenstein, Georg Trakl – er nennt sie in seinen *Bekenntnissen* alle selbst.

In einem Brief an den ungarischen Schriftsteller und Redakteur Jenő Heltai berichtete er 1920 davon, daß er in Kontakt mit Thomas Mann stände. „Hinsichtlich der speziellen ungarischen Verhältnisse wäre er jetzt bereit, die Übersetzungsrechte der *Buddenbrooks* billig zu verkaufen. Für diese Arbeit würde ich ein ganzes Jahr brauchen, es handelt sich ja um ein Buch, wo alles auf die Feinheit der Satzstrukturen ankommt, mehr als 1–2 Seiten täglich kann man davon kaum übersetzen. Wenn der Verlag

7 Ebenda, S. 28–29

8 Ebenda, S. 21

Athenaeum die Idee der Herausgabe eines Buches von 70 Bogen nicht ablehnt, schreiben Sie es mir bitte, und ich werde ihnen sowohl meine Propositionen als auch die von Thomas Mann mitteilen.“<sup>9</sup> Dem jungen und noch unbekanntem Márai soll es an Selbstbewußtsein und Draufgängertum nicht gefehlt haben – ob er mit Thomas Mann schon damals tatsächlich Briefe wechselte, ist meines Wissens nicht bewiesen. Die erste ungarische Übersetzung der *Buddenbrooks* erschien übrigens ein Jahr später, 1921, von einem anderen Übersetzer.

Von Leipzig ging Márai über Weimar nach Frankfurt – sozusagen die Goethe-Route variierend, wie er in seinen *Bekenntnissen* selbst bemerkt. Er spricht hier auch von seinen „Wanderjahren“ und sagt, daß er auf Goethes Spuren gereist sei, sein Instinkt habe ihn in Goethes Schatten gezogen. „Goethe wächst und schreitet mit dem Leben, das mich mit ihm verbindet. Eines seiner Bücher ist immer bei mir, zu Hause, unterwegs, auch heute.“<sup>10</sup>

In Frankfurt verbrachte Márai etwa ein Jahr und wurde bald Mitarbeiter der renommierten liberalen *Frankfurter Zeitung*. Das soll nach seiner wahrscheinlich romanhaft stilisierten Fassung noch sonderbarer abgelaufen sein als seine Etablierung in Leipzig. Er ging in die Redaktion und überreichte ein Feuilleton. „Bekanntlich wachten bei der Frankfurter Zeitung siebenköpfige Drachen über die Reinheit der deutschen Sprache. Der Bau eines Nebensatzes war hier, in dieser vielleicht einzigen echten Weltzeitung Deutschlands, fast so wichtig wie sein ideeller Gehalt. [...] Mein Feuilleton erschien am Tag darauf. Ich war nicht überrascht, irgendwie, mit dreister und kindlicher Sicherheit, fand ich es selbstverständlich.“<sup>11</sup>

Die 1865 vom Bankier Leopold Sonnemann gegründete Zeitung war „ein Meisterwerk, ein so sensibler Organismus wie der diplomatische Apparat eines kleinen Staates. Und in der Tat, seine Diplomaten saßen in New York, London und Paris, angesehene Redaktionen mit Botschaftern und Attachés, und alle Depeschen, ausländischen Rezensionen oder Londoner Modebriefe hatten ihre Folgen.“<sup>12</sup> Die Zeit der Weimarer Republik war eine Glanzperiode des Blattes. Für das Feuilleton arbeiteten Thomas Mann, Heinrich Mann, Stefan Zweig, Arnold Zweig, Gerhart Hauptmann, Alfred Döblin, Hermann Hesse, Hans Fallada, Ernst Toller, Bertolt Brecht usw. Aber auch ausländische Schriftsteller wie Gide, Joyce, Hemingway, Huxley, Ortega, Croce, Pirandello – die Besten des damaligen geistigen Eu-

9 Siehe in: RÓNAY László: *Márai Sándor*, Budapest, 1990, S. 19. (Die deutsche Übersetzung des Briefes ist von mir – M. Gy.)

10 *Bekenntnisse* II, S. 44

11 Ebenda, S. 49–50

12 Ebenda, S. 52

ropas. Der zwanzigjährige Sándor Márai trat in eine äußerst exklusive Gesellschaft ein.

Seit 1899 hatte das Blatt auch in Budapest einen Korrespondent, der bis in die zwanziger Jahren dieselbe Person war und regelmäßig aus Ungarn berichtete. Es gab aber auch in Frankfurt einen Literaten und Übersetzer, Stefan I. Klein, einen ungarischen Emigranten, der den Kulturteil der *Frankfurter Zeitung* mit ungarischen Mitteilungen und belletristischem Material versorgte. Márai lernte ihn kennen, und ein Bearbeiter der ungarischen Präsenz in der *Frankfurter Zeitung* behauptet, Márai soll durch die Vermittlung Kleins Mitarbeiter des Blattes geworden sein.<sup>13</sup> Die beiden ersten kleineren Schriften Márais, die im Oktober 1920 und im Januar 1921 veröffentlicht worden waren, seien in der Übersetzung Stefan I. Kleins erschienen. Das stimmt mit der Erzählung von Márai selbst nicht überein. Wenn man auch noch das Verzeichnis der publizierten Frankfurter Feuilletons von Márai untersucht, stellt sich heraus, daß er in der Anfangszeit seiner Mitarbeit an der *Frankfurter Zeitung* (vom Oktober 1920 bis Juni 1921) nur sechs Artikel publizierte und dann bis Juli 1924 noch einen einzigen weiteren (am 20. August 1923 über Madách, der in jenem Jahr hundert Jahre alt geworden wäre).<sup>14</sup> Das heißt, seine deutsche journalistische Karriere hat möglicherweise nicht ganz aus eigener Kraft und durchaus nicht so atemberaubend begonnen, wie er das in den *Bekenntnissen eines Bürgers* erzählt („In Frankfurt passierte es mir, daß man in der Stadt binnen einiger Monate meinen Namen kannte“ oder „Das Blatt schickte mich manchmal nach Darmstadt hinüber...“, als ob er ein richtiger Berichterstatte gewesen wäre). Hier muß allerdings eingefügt werden, daß dieses Buch von Márai keineswegs als authentische Autobiographie im engen Sinne des Wortes gemeint ist. Es ist vielmehr eine Anlehnung an das Vorbild der Goetheschen „Dichtung und Wahrheit“, und in einer Vorbemerkung behauptet der Autor sogar, die Figuren dieser romanhaften Biographie seien erfunden und hätten in der Wirklichkeit nie gelebt, was natürlich ebenfalls eine dichterische Erfindung und Übertreibung ist. Wenn wir uns nun wieder den historischen Tatsachen zuwenden, müssen wir doch feststellen, daß Márai später, in den Jahren 1924–31, als er nicht mehr in Deutschland, sondern teils in Paris, teils in Budapest lebte, tatsächlich ein richtiger freier Mitarbeiter der *Frankfurter Zeitung* wurde. Insgesamt publizierte er hier 41 Feuilletons, die dann im Kaschauer ungarischen Blatt meistens auch in ungarischer Fassung erschienen. „Ich arbeitete jahrelang für diese vornehme, im besten Sinn des

13 SALYÁMOSY, Miklós: *Ungarische Literatur in der „Frankfurter Zeitung“*. In: Studien zur Geschichte der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen, Berlin, 1969, S. 404

14 Ebenda S. 411–412

Wortes europäisch eingestellte Zeitung“ erzählt wieder der heimgekehrte „Bürger“ über diesen Abschnitt seiner Wanderjahre. „Nie betraute man mich mit langweiligen Aufgaben; später schickte ich ihnen Artikel aus dem Ausland: aus Paris, London, Jerusalem, Kairo, ich schrieb alles auf, was mir für den Atemzug eines kleinen Feuilletons lohnend schien, wahrgenommen zu werden, ich schrieb über den Tonfall eines Sonderlings, über die Gestik Caillaux' beim Sprechen, über den Spleen einer Frau in Jericho, den Kummer eines Kellners in Marseille, die Unordnung in einem Lyoner Hotelzimmer, über Rabindranath Tagore und die Lektüre eines Abdeckers, über alles, was mir das Leben zufällig hinwarf [...] Als ich Frankfurt verlassen hatte, schickten sie mich durch einen einfachen Anruf in Paris nach London zu irgendeiner politischen Konferenz, nach Genf, weil sie »bunte« politische Bilder wollten, in italienische oder belgische Provinzstädte, wo »etwas los war«, oder auf eine mehrmonatige Orientreise, deren gesamte Kosten sie trugen ... Ich lernte, daß es nicht lohnte, der Frankfurter Zeitung eine Kostenrechnung zu schicken, niemals konnte ich so viel verlangen, wie mir die Zeitung freiwillig anwies.“<sup>15</sup>

Die Berichte über die Nahostreise wurden später in seinem Reisebuch *Istenek nyomában* [Auf den Spuren der Götter] verarbeitet, das nach verstreuten kleineren und unbedeutenden Erstlingswerken, die in Kaschau, Berlin und Wien publiziert wurden, 1927 als das erste richtige Márai-Werk in Budapest herauskam. Der bekannte Germanist József Turóczi-Trostler schrieb damals über dieses Buch: „[...] für den Augenblick bestimmt, für den Zeitungsleser geschrieben, leichtflüssig, nirgends ermüdend, aber auch nicht allzu tief, immer an vorübergehenden Flächenerscheinungen haftend“<sup>16</sup> – und das galt für die frühen feuilletonistischen Skizzen von Márai überhaupt. Er hat sich die damals so populäre Gattung, die ihm auf den Leib geschnitten war und die später Hermann Hesse in seinem *Glasperlenspiel* als das bedenkliche Wahrzeichen des sogenannten feuilletonistischen Zeitalters ausgewiesen hat, von deren europäischen Meistern, eben von den freien Mitarbeitern der *Frankfurter Zeitung*, gründlich angeeignet und in den dreißiger Jahren auch in Ungarn mit Vergnügen gepflegt.

Der nächste Ort in Deutschland, wo Márai länger weilte, war Berlin. Etwa im Herbst 1921 verließ er Frankfurt und tauchte dann für zwei Jahre im chaotischen Wirbel Berlins unter. Über diesen Berliner Aufenthalt wissen wir eigentlich nicht viel mehr, als was Márai davon in den *Bekenntnissen* erzählt. In literarischer Hinsicht ist das aber gar nicht wenig, weil die Abschnitte über die Berliner Zeit im autobiographischen Roman zu den be-

15 Bekenntnisse II. S. 51–52

16 Zitiert bei Salyámosy, S. 404

sten und aufschlußreichsten gehören und sogar für Deutsche, die über das turbulente Berlin der frühen zwanziger Jahre authentische Berichte lesen wollen, von Interesse sein können. Sie sollen hier nur aus zwei Aspekten kurz angeführt werden. Das Berlin der Nachkriegszeit bedeutete für Márai das Abenteuer der anarchischen Jugend. In Leipzig und in Frankfurt schien er die elterlichen und bürgerlichen Erwartungen, beruflich auf irgendeine noch so vage Weise vorwärtszukommen, zu erfüllen versucht zu haben. In Berlin befreite er sich von diesem Zwang vollkommen. „In Berlin begann für mich unmißverständlich die Jugend, der Zustand, den der Mensch später im Leben unter diesem Namen zurückverlangt. Ich erwachte jeden Tag mit der Ahnung, daß für mich etwas begonnen hatte. Es war nicht gerade ein Festtag, was in Berlin so begann und eine Weile anhielt, es war aber auch kein Alltag. Es war ein Übergangszustand, mit außergewöhnlichen Riten, mit sonderbaren Masken, mit feierlichen Wendungen. In Berlin, wo niemand in meinem Umkreis für irgend etwas Zeit hatte, hatte ich auf einmal für alles Zeit. Die Stadt befand sich in einer Phase, wo sie, bei aller Provinzialität, in guten Augenblicken und an manchen Ausdrucksflächen beinahe an eine Weltstadt erinnerte. Fremde machten sich in allen Ecken und Winkeln breit. Die Laboratorien füllten sich mit Russen und Norwegern, jedermann gründete etwas, und die Deutschen gaben Grundlagen für alle Gründungen. Sie warfen den gelangweilten Fremden das Geld hinterher. [...] Die Stadt war in der Tat ein einziges großes Experimentierfeld, auf dem der Fremde nach Gutdünken in den deutschen Fabriken, den Theatern, den Filmateliers, Zeitungen und Büros stümpfern konnte. [...] In Berlin jung zu sein war keinen Augenblick langweilig.“<sup>17</sup>

Márai beschreibt aber auch eine Begegnung, die schon seine spätere Entwicklung vorbereitete, obzwar sie damals diese Wirkung noch nicht unmittelbar ausgeübt haben mochte. Er traf Georg Kaiser, den expressionistischen Dramatiker, nachdem dieser aus dem Gefängnis entlassen worden war. Kaiser hatte die wertvollen Perserteppiche eines Freundes gestohlen und verkauft und war deswegen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Die herrschende Meinung in Márais Umkreis war, Kaiser sei im Recht gewesen, weil er ein Genie sei und die geniale Begabung alles rechtfertige. Zehn Jahre später schrieb Márai, der sich inzwischen eine disziplinierte bürgerliche Literaturauffassung zu eigen gemacht hatte: „Ich bin überzeugt, daß er ein Genie war, ein einmaliges, nie mehr wiederkehrendes menschliches Phänomen. Und er war der erste unter meinen Zeitgenossen, der mich lehrte, daß »Genie« für das Werk nicht ausreicht; die Bedingungen, die die Arbeit dem schöpferisch Tätigen vorschreibt, sind komplizierter, und die

<sup>17</sup> Bekenntnisse II, S. 69–70

Bereitschaft des Genies zu dieser Arbeit ist nur eine Bedingung.“<sup>18</sup> Der zügellose Kaiser sei zur disziplinierten Arbeit nicht fähig und bereit, sein Verlangen nach Leben, nach sekundärem Handeln stärker als der Zwang zum Schreiben gewesen, und schließlich habe er seine Begabung verschwendet. Márai war von nun an bestrebt, sich selbst immer mehr zur regelmäßigen Arbeit zu zwingen, sogar um den Preis des Lebens. Thomas Mann war auch in dieser Hinsicht sein Vorbild.

Zum offenen Gespräch mit Roger über Thomas Mann kommt es auf der literarischen Soirée im Roman *Beleidigte* schließlich nicht. Die Aufmerksamkeit der Gäste lenkt ein deutscher Journalist von strammem, soldatischem Auftreten und untadeligem Benehmen auf sich, der die Verdienste des Inhabers der soeben ertönten Stimme verkündet, obzwar er damit in der Gesellschaft lebhafteste Proteste und allgemeine Ablehnung hervorruft. Ein angesehenen Schriftsteller spricht es aus: „Es hat also angefangen.“ Was angefangen hat, können wir dem Zeitpunkt und den im Roman ausgeführten Gedanken, die vor allem von Spengler und Ortega inspiriert sind, ziemlich genau entnehmen, auch wenn es in seiner wortwörtlichen Konkretheit nicht ausgesprochen wird: haben die letzten Tage der bürgerlichen Kultur und die gewaltsame und totalitäre Expansion der Massenzivilisation. Der ungenannte Hitler und der Nazismus erscheinen hier durch eine merkwürdige nachträgliche literarische Stilisierung als ihre gespenstisch namenlosen Vollstrecker.

Am nächsten Morgen sucht Péter Garren den deutschen Herrn in seinem Haus in Meudon auf, um sich zu vergewissern, daß jener in der Tat ein anständiger, gebildeter und wohlwollender Mann sei und die Befürchtungen unbegründet seien. Seine Eindrücke aber, die sich zu einem kuriosen Zerrbild summieren, bestätigen die bösen Ahnungen. Die beleidigten Deutschen fordern von Europa Revanche. *Jelvény és jelentés* [Abzeichen und Bericht], die Fortsetzung der *Beleidigten*, die als Márais letztes Werk vor seiner Emigration 1948 noch in Ungarn erschien, spielt schon in Berlin, etwa im Jahre 1934, es werden aber wieder Ereignisse mehrerer Jahre in einer stilisierten Komposition verdichtet. Péter Garren reist nach Berlin, um dort persönlicher Augenzeuge der bedrohlichen Entwicklung zu werden, und der Leser hat den Eindruck, als ob er in einem imaginären Land wäre, dessen Hauptstadt Berlin ist. Péter ist anwesend, als Hitler in Januar 1933 im Sportpalast seine berühmte Rede hält – auch das eine zeitliche Inkongruenz und wieder ohne daß der Name Hitler fiele. Dieser Abschnitt des Romans, ein Bericht von etwa 50 Seiten in Ich-Form, ist ein Höhepunkt im schriftstellerischen Schaffen von Márai, der dieser Produktion des Führers anläß-

<sup>18</sup> Bekenntnisse II, S. 92

lich eines seiner wiederholten späteren Berlin-Besuche beigewohnt haben soll. Die Beschreibung ist präzise und sachlich, zugleich aber dämonisch und visionär. Sie beschwört zugleich den trivialen und erhabenen, den profanen und heiligen Aspekt der Produktion, um sowohl die Wirkung, die auf den Ich-Erzähler, als auch die, die aufs Publikum ausgeübt wird, zu versinnlichen. Durch die Vermittlung eines Eingeweihten, der kein anderer als der Bruder von Péter ist, eine unbeständige, kompensierende Figur, die schon in früheren Bänden des Zyklus aufgetaucht war, gelingt es dem Schriftsteller-Helden, den alten Berten zu besuchen, der unter Hausarrest steht. Vorbilder für Berten waren Gerhart Hauptmann und Thomas Mann. Der erste insofern, als ein Besuch Márais in dessen Villa, also wieder eine wahre Begegnung, den Ausgangspunkt zu dieser Romanszene bildete. Ihre tiefere Motivation verdankte sie jedoch der Wahlverwandtschaft, die Márai zeitlebens mit Thomas Mann verband. Mit dieser Szene folgte er deutlich dem Thomas Mann'schen Vorbild, dem Roman *Lotte in Weimar*. So bekennt er in seinem Tagebuch darüber: „... wie er seinerzeit die Stafette von Goethe übernahm, um im Verhältnis des Deutschtums zur Welt das Dämonische und das Bedrohliche aufzuzeigen, so möchte ich diesen Staffellauf in den *Beleidigten* fortsetzen: wie er in Goethe hineinschlüpfte, wie er ihm, nach hundert Jahren, für einen Augenblick wieder eine wirkliche Gestalt aus Fleisch und Blut verlieh, so versuche ich ihn in einer Gestalt zu beschreiben – in Berten, in einem deutschen Schriftsteller, den die Nazis proskribierten – ihn, Mann, einen Augenblick vor der Emigration, vor dem Kataklysmus, so wie er eben Goethe fortsetzt, nicht sein Werk, sondern das Schicksal.“<sup>19</sup>

Berten, der natürlich auch Márai selber ist, sucht unter Qualen die Erklärung für die Tragödie der Deutschen. Schließlich macht er sich die Vermutungen von Freud zu eigen: „Alle Erziehung war vergebens. Der große erzieherische Versuch der christlichen Kultur war vergebens. [...] Der alte Freud hatte recht, als er sagte, wir Deutschen, und vielleicht noch einige Völker in Europa, haben uns das Christentum nur umgelegt, um den Preis innerer und äußerer Widerstände, aber als Erlebnis, als innere Lebensform, als vertikale Handlung sei das Christentum uns nicht widerfahren.“<sup>20</sup> Zu den Völkern, die vom Christentum nicht vollkommen assimiliert wurden, rechnete Márai auch die Ungarn: „[...] die Deutschen (wie auch die Ungarn) lernten das Christentum spät kennen, [...] sie wurden nicht freiwillig zu Christen, [...] in der Tat blieben sie polytheistische Heiden.“ Sie

19 MÁRAI Sándor: *Ami a Naplóból kimaradt 1945–1946* [Was aus dem Tagebuch ausblieb 1945–1946], Budapest, 1992, S. 113 (Die Übersetzung des Zitats ist von mir – M. Gy.)

20 MÁRAI Sándor: *Jelvény és jelentés – Utóhang. Sereghajtók* [Abzeichen und Bericht – Epilog. Nachzügler]. Budapest, 1996, S. 145 (Die Übersetzung des Zitats ist von mir – M. Gy.)

wurden schlecht getauft« – wie Freud genial sagte. Das ist auf gespenstische Weise wahr. Und was sie an den Juden hassen, [...] ist eigentlich gar kein Judenhaß, das ist Christenhaß.“<sup>21</sup>

Als für Thomas Mann der deutsche Alptraum zu Ende ging und er sich dazu entschließen konnte, nach Europa zurückzukehren, fing die Verbannung für Sándor Márai gerade erst an. 1948 flüchtete er unter ähnlichen Umständen aus Ungarn, wie Thomas Mann 1933 aus Deutschland. Und je mehr er in seiner Heimat totgeschwiegen und vergessen wurde, desto mehr bekannte er sich in Amerika zu seinem Ungarntum, das er in seiner Muttersprache und in der ungarischen Literatur entdeckte. Deutschland besuchte er noch mehrmals, und auf Deutsch wurden nach den Vorkriegsübersetzungen auch weiterhin Werke von ihm veröffentlicht (so die Tagebücher von 1945–57 unter dem Titel *Geist im Exil* in Hamburg, 1964 der Band *Der Wind kommt von Westen* mit amerikanischen Reisebildern bei Langenmüller, 1979 der Roman *Sindbad kehrt heim* beim Verlag Griff in München usw. – von der neuen Bestseller-Ausgabe der *Glut* jetzt ganz zu schweigen), aber nach Ungarn kehrte er nie mehr zurück, und von 1948 bis 1990 erschienen in Ungarn auch keine Bücher von ihm. Es kursierten im engen Kreis allein die privat eingeführten Exemplare der ungarischen Exilausgaben aus den Vereinigten Staaten. Eine Bibliographie seiner deutschsprachigen Veröffentlichungen, sowohl die der deutsch geschriebenen Feuilletons als auch die der Übersetzungen, existiert meines Wissens noch nicht, sie wäre vielleicht anhand des Nachlasses, der sich erst seit kurzem im Petöfi-Literaturmuseum Budapest befindet, zu erstellen. Der kürzliche deutsche Erfolg der *Bekenntnisse eines Bürger* und der *Glut* läßt jedenfalls nicht nur dem ungarischen Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren, sondern auch dem Bürger und Intellektuellen, der tief in der deutsch geprägten mitteleuropäisch-bürgerlichen Tradition wurzelte und der aus einer größeren historischen und belletristischen Perspektive gesehen neben deutschsprachige Autoren wie Thomas Mann, Hermann Broch, Joseph Roth, Heimito von Doderer, Ödön von Horváth, Hans Erich Nossack, Wolfgang Koeppen, Max Frisch usw. gestellt werden kann.

21 *Ami a Naplóból kimaradt 1945–1946*, S. 168 (Die Übersetzung des Zitats ist von mir – M. Gy.)